

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 4-5

Artikel: Auf dem Rhein
Autor: Brentano, Clemens
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf dem Rhein.

Von Clemens Brentano.

(In Erinnerung an seinen 100. Todestag, 28. Juli 1842.)

Ein Fischer saß im Rahne,
Ihm war das Herz so schwer,
Sein Lieb war ihm gestorben,
Das glaubt er nimmermehr.

Und bis die Sternlein blinken,
Und bis zum Mondenschein,
Harrt er, sein Lieb zu fahren
Wohl auf dem tiefen Rhein.

Da kommt sie bleich geschlichen,
Und schwebet in den Rahn,
Und schwanket in den Rnien,
Hat nur ein Hemblein an.

Sie schimmern auf den Wellen,
Hinab in tiefer Ruh'
Da zittert sie und wanket:
„Feinsliebchen frierest du?“

„Dein Hemblein spielt im Winde,
Das Schifflin treibt so schnell,
Hüll dich in meinen Mantel,
Die Nacht ist kühl und hell.“

Stumm streckt sie nach den Bergen
Die weißen Arme aus,
Und lächelt, da der Vollmond
Aus Wolken blickt heraus.

Und nickt den alten Thürmen,
Und will den Sternenschein
Mit ihren schlanken Händlein
Erfassen: in dem Rhein.

„O halte dich doch stille,
Herzallerliebstes Gut,
Dein Hemblein spielt im Winde,
Und reißt dich in die Flut.“

Da fliegen große Städte
An ihrem Rahn vorbei,
Und in den Städten klingen
Wohl Glocken mancherlei.

Da kniet das Mägdlein nieder,
Und faltet seine Händ,
Aus seinen hellen Augen
Ein tiefes Feuer brennt.

„Feinsliebchen bet' hübsch stille,
Schwank nicht so hin und her,
Der Rahn möcht uns versinken,
Der Wirbel reißt so sehr.

In einem Nonnen-Kloster
Da singen Stimmen fein,
Und aus dem Kirchenfenster
Bricht her der Herzenstein.

Da singt Feinslieb gar helle
Die Metten in dem Rahn,
Und sieht dabei mit Tränen
Den Fischerknaben an.

Und roht und immer röther
Wird nun die tiefe Flut,
Und bleich und immer bleicher
Feinsliebchen werden thut.

Der Mond ist schon zeronnen,
Kein Sternlein mehr zu sehn,
Und auch dem lieben Mägdlein
Die Augen schon vergehn.

„Lieb Mägdlein, guten Morgen!
Lieb Mägdlein, gute Nacht!
Warum willst du nun schlafen,
Da schon der Tag erwacht?“

Da singt der Knab' gar traurig
Die Netten in dem Rahn,
Und sieht dazu Feinsliebchen
Mit stummen Blicken an.

Die Türme blinken sonnig,
Es rauscht der grüne Wald,
In wilbentbrannten Weisen
Der Vogelsang erschallt.

Da will er sie erwecken,
Daß sie die Freude hör',
Er schaut zu ihr hinüber,
Und findet sie nicht mehr.

Ein Schwälblein strich vorüber
Und nezte seine Brust,
Woher, wohin geflogen,
Das hat kein Mensch gewußt.

Der Knabe liegt im Rahn,
Läßt alles Rudern sein,
Und treibet weiter, weiter
Bis in die See hinein.

Ich schwamm im Meereschiffe
Aus fremder Welt einher,
Und dacht an Lieb und Leben,
Und sehnte mich so sehr.

Ein Schwälbchen flog vorüber,
Der Rahn schwamm still einher,
Der Fischer sang dies Liedchen,
Als ob ich's selber wär.

Menander.

Von Martin Lind.

„Nächst dem Sophokles“, äußerte Goethe von Menander, „kenne ich keinen, der mir so lieb wäre. Er ist durchaus edel, groß und heiter, seine Anmut ist unerreichbar“, und ein andermal will er ihn im Kreise des Lustspiels als einzigen neben Molière, seinem französischen Lieblingsdichter, gelten lassen. Eine Fragmentensammlung, die spärlichen, beziehungslos durcheinandergeworfenen Trümmer der Originalstücke und der Widerschein einiger von ihnen in den Werken der Lateiner, vor allem des Terenz, veranlaßten Goethen zu dem begeisterten Lob. Wären ihm die neueren Funde zur Hand gekommen, so hätte er seine Ahnung aufs schönste bestätigt gefunden, und mit gleicher Teilnahme, wie er sie den Antiken in Rom oder den kampanischen Malereien entgegenbrachte, wäre er, so dürfen wir gewiß sein, den ersten Mitteilungen und den ihnen folgenden verbesserten Ausgaben des echten Menander gefolgt.

Dem Finderglück von Gustave Lefebvre war es vorbehalten, 1905 in der oberägyptischen Stadt Aphroditopolis aus dem Behältnis eines alt-römischen Privathauses die Blätter einer Abschrift von fünf menandrischen Stücken herauszuziehen, mit denen ein Anwalt aus der Zeit Justinians ihm wichtige Rechtsakten bedeckt hatte. Die losen Papyri lagen durchein-